

Lernen & lehren

von Georg Langenhorst

Zwei Momentaufnahmen aus dem Jahre 2001. Erste Szene: Der Frankfurter Philosoph JÜRGEN HABERMAS überraschte die Öffentlichkeit mit einem Begriff, den er aus dem Sprachschatz des Soziologen MAX WEBER entlehnte. Er gehöre zu den »religiös Unmusikalischen«, so konnte man seiner Dankesrede zur Entgegennahme des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels entnehmen. In der dem Thema »Glauben und Wissen« gewidmeten Rede forderte er gegenseitige Achtung und Rücksichtnahme von religiösen und unreligiösen Menschen. »Religiöse Unmusikalität« ist dabei ein Begriff, der wertneutral kaum zu verwenden ist, bei dem eher ein Bedauern über nicht entfaltete Möglichkeiten oder Trauer über niemals vorgefundene Anlagen mitschwingt.

Zweite Szene, gleiches Jahr, andere Ebene: »Im Grund habe ich mein Leben lang an Gott geglaubt«. Dieses überraschende Bekenntnis legt der Erfolgsautor HANNS-JOSEF ORTHEIL dem in stark autobiografischen Zügen gezeichneten Protagonisten seines »Roman eines Vaters« mit den Titel »Lo und Lu« in den Mund. Konfrontiert mit der Frage, ob er seine Kinder religiös erziehen wolle, wird diesem seine eigene lebenslange, wenn auch oftmals unbewusste Gläubigkeit deutlich. Am Ende entschließt er sich, diese »heimliche Gläubigkeit« fortan wieder selbstbewusst und offen zu leben. In ironischer Brechung und dennoch ernsthaft endet das Kapitel »Der Glaube an Gott« mit der literarischen Selbstbeschwörung: »Ich glaube ja schließlich«,

und »ab jetzt werde ich es auch laut tun und dazu stehen, so soll es sein, Credo, Alleluja und Amen.«

Religion – lernbar / lehrbar?

Religiöse Unmusikalität – doch wohl von Anbeginn an – auf der einen, *lebenslänglicher Gottesglaube* auf der anderen Seite. Das sind zwei Prägungen, zwei Erfahrungen, zwei Selbstdeutungen, welche in aller Schärfe die Doppelfrage aufwerfen: Kann man Religion überhaupt »lernen«, kann man Religion überhaupt »lehren«? Zwei Gegenmodelle legen sich nahe. Zum einen wird behauptet, Religion sei ausschließlich Gnadengeschenk: Gott bestimmt in völliger Autonomie und Unergründlichkeit einige Menschen zum religiösen Dasein, andere zur Religionsferne. Zum anderen findet sich die Auffassung, Religion sei allein Ergebnis der (früh-)kindlichen Prägung durch Elternhaus und Lebensumfeld.

Beiden Erklärungsansätzen ist eines gemeinsam: Religion und Glaube sind Dimensionen, die sich letztlich *nicht* erlernen, die sich folglich auch *nicht* lehren lassen. Systematische Lehr- und Lernprozesse in Schule oder Gemeinde können (notwendiges) Wissen *über* Religion erschließen und vermitteln, nicht aber ein existentielles Verhältnis stiften. Religion ist diesen Überzeugungen zufolge zwar ein gesellschaftsprägendes und damit zentrales Themenfeld, das wie andere kulturelle Bereiche inhaltlich vermittelt werden muss. Sie ist aber keine Lebensdimension, die sich in Bildungsprozessen unmittelbar erschließen kann. »Christliche Lebenskunst« im Blick auf Lernen und Lehren hieße dann doch wohl, die einmal grundgelegte Prägung in Sachen Glaube/ Unglaube schlicht zu akzeptieren und sich auf den Bereich der Vermittlung von Bildungswissen in Sachen Religion zu beschränken.

Heranwachsende nicht »um Gott betrügen«

Demgegenüber halten andere Lerntheoretiker fest: Gewiss ist Glaube nicht »machbar«, nicht lerntheoretisch programmierbar. Gleichwohl ist jeder Glaube jedoch ein Resultat von Lern- und Reifungsprozessen, die das Leben in allen Phasen prägen. Denkbar, dass es so etwas

gibt wie unterschiedliche religiöse Sensibilität von Anfang an. Entfaltet wird diese in jedem Fall nur dann, wenn sie auf ein Umfeld trifft, das die Anlagen erkennt, aufnimmt, fördert.

»Kinder nicht um Gott betrügen!«, mit diesem plakativen Titel macht der Tübinger Religionspädagoge ALBERT BIESINGER seit einigen Jahren darauf aufmerksam, dass Kinder ein Recht auf religiöse Erziehung und Bildung haben. »Religiöse Unmusikalität« ist demnach nicht nur Schicksal, sondern Produkt von Vernachlässigungen. So wie alle Kinder das Recht haben, musikalisch gefördert zu werden – bei aller unterschiedlichen Begabung – so auch im Bereich von Religion. Ob man später als Erwachsener eigene Musikalität pflegt und gestaltet, in welcher Form und Intensität – das bleibt selbstverständlich jedem Einzelnen überlassen. Analoges gilt im Bereich der Religion. Und so schwer es ist, als musikalisch völlig untrainierter Erwachsener ein Musikinstrument neu zu erlernen, so schwer ist der Zugang zum Glauben für völlig Religionsferne. Möglich, aber mühevoll. Religiöses Lernen ist ein Grundrecht von Heranwachsenden; religiöses Lehren ist eine Aufgabe, der sich Eltern, Erziehende und Lehrende nicht entziehen dürfen.

Kinder nicht »um Geschichten betrügen«

Wie aber geht das, religiöse Sensibilität von Kindern anzuregen und zu fördern? Eine Grundregel lässt sich in kreativer Fortführung aus dem benannten Postulat von BIESINGER ableiten. Man könnte formulieren: »Kinder nicht um Geschichten betrügen!« Religion braucht Ritual, Symbol, sinnliche Anschauung und konkrete Erfahrung, gewiss. Vor allem braucht sie jedoch eines: Sprache! Religion braucht Geschichten, Erzählungen, »stories«! Spätestens seit den Forschungen des Amerikaners JAMES FOWLER wissen wir, dass Kinder ihre Weltsicht maßgeblich aus *Geschichten* zusammensetzen. Sie brauchen runde, Phantasie anregende Deuteerzählungen, die sie sich selbst konstruktivistisch zu für sie stimmigen Vorstellungen zusammenbauen. Zentral wichtig ist dabei die Einsicht, dass sie diese Geschichten weitgehend wörtlich verstehen, nicht symbolisch, ironisch, gebrochen. Diese Erzählungen bilden als solche Welt und Wirklichkeit ab, nicht erst durch sekundäre Deutung.

Gerade die narrativen Schätze der Bibel, die Grunderzählungen der religiösen Traditionen, aber auch die der Märchen und Mythen sind ein solches Reservoir an unverzichtbaren Urgeschichten. Dass gerade die religiösen Geschichten mit der ihnen eigenen Sprache eine besondere Prägekraft haben, dass sie anders und mehr zur Identitätsbildung anregen als andere narrative Traditionen, wird wohl nirgendwo deutlicher als in dem Roman »Das verborgene Wort«, den ULLA HAHN ebenfalls im schon zweimal aufgerufenen Jahr 2001 veröffentlichte. In den Jahren 2006/2007 wurde er erfolgreich verfilmt und 2008 unter dem Titel »Teufelsbraten« erstmals im Fernsehen gezeigt. Sie schildert hier in fiktiv-erzählerischer Verfremdung ihre Kindheit und Jugend im rheinischen Monheim. Feinfühlig wie in kaum einem Werk davor wird hier das Aufwachsen im Nachkriegsdeutschland in einem kleinbürgerlichen katholischen Milieu beschrieben.

Magie der Sprache

Zwei zentrale Momente kennzeichnen das Aufwachsen von »Hildegard Palm« – so der Name des Mädchens im Buch. Zum einen die besondere Rolle der Sprache: Über in Geschichten vermittelte Sprache beginnt Hildegard, sich aus ihrem als repressiv erlebten Milieu zu lösen; Literatur wird ihr zur Entdeckung von Individualität; mit dem Lesen und Schreiben formt sich ihre Persönlichkeit.

Aber Sprache ist eng geknüpft an Religion. Gerade die Sprache der Bibel fördert den benannten Wachstumsprozess. Wie folgt schildert die Erzählerin den speziellen Reiz der Bibellektüre. Was war das Besondere der Bibel im Vergleich mit den anderen faszinierenden Lesestoffen der Kindheit? Zunächst nichts:

»Es waren nicht die Geschichten, die Hexer, Holmes und Märchen den Rang abliefen. Erkannte Jesus, dass die Tochter des trauernden Vaters nur schlief, lag der Fall wie bei Schneewittchen. Scheintot. [...] Jesus verwandelte Wasser in Wein, mit fünf Broten und zwei Fischen machte er fünftausend Menschen satt; »Tischlein, deck dich«, sagte das Schneiderlein; Sterntaler regnete es Geld ins Hemd, und die Müllerstochter spann Stroh zu Geld.«

Nein, nicht der Inhalt macht das Besondere aus, sondern die Form, die Magie der hier eben einzigartigen Sprache. ULLA HAHN fährt fort:

»Die Geschichten waren es nicht. Es waren die Sätze. ›Ich bin das Brot der Welt«, sagte Jesus. ›Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben«. ›Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. [...] Wo immer ich das Buch aufschlug, seine Wörter und Sätze waren schön und geheimnisvoll, voller Zauber und Kraft.«

Dieser Zauber, diese Kraft, diese »schiere Magie« wird mit geradezu sinnlicher Wonne beschrieben. Sie hatte etwas Bergendes, Euphorisierendes, Tröstendes:

»Mein Heft füllte sich mit schönen Wörtern und Sätzen, ›süßer als Honig und tropfende Waben«, ›Lasset uns also ablegen die Werke der Finsternis und anziehen die Waffen des Lichts.« ›Ich liebe, Herr, die Zierde deines Hauses, die hehre Wohnung deiner Herrlichkeit, Hosanna in der Höhe«... Dagegen kam kein ›Heute back' ich/Morgen brau' ich« an, kein ›O du Fallada, der du hangest«... Ich berauschte mich an den großen Worten, ihrer Melodie, den Bögen der Sätze, schlug sie um mich wie kostbare Gewänder, legte mir Wörter wie ›Seelenspeise« zu, ›Manna Himmelsbrot«, ›Meersterne«, ›Herzblut«, ›Hoffnungsterne«, ›Liebesmahl«, ›Herzensblüten lilienweiß, Wörter, die sich auf mir niederließen wie Verbandsmull, weich, leicht, schmerzstillend.«

Diese Erzählungen, diese Sprachbilder haben nicht nur das Heranwachsen und die Identitätsbildung der Romanheldin maßgeblich beeinflusst, sondern auch das lyrische Werk der Autorin ULLA HAHN. Immer wieder greift sie in ihren zahlreichen, vielfach preisgekrönten Gedichtbänden gerade auf biblisches Sprachmaterial zurück. »Dieses Denken in Bildern, wie es uns die Bibel vormacht – das ist eine wunderbare Sprache, die mich immer wieder fasziniert«, so ULLA HAHN in einem Interview aus dem Jahre 1986.

Welche Geschichten nicht fehlen dürfen ...

Nicht alle Zeitgenossen ULLA HAHNS werden sich an ähnliche Erlebnisse und Wahrnehmungen erinnern. Auch lässt sich eine solche Erfahrung nicht einfach auf andere Menschen und in andere Zeiten übertragen. Vielleicht wird aber eines deutlich: Religiöse Sprache, religiöse Geschichten sind im Menschen verwurzelt, erschließen die Tiefendimensionen menschlicher Sehnsüchte und Ängste, Hoffnun-

gen und Visionen. Ihnen keinen Raum zu geben, hieße ein menschliches Potential brachliegen oder verkümmern zu lassen.

Kinder und Jugendliche werden heute mit einer für Erwachsene meistens unüberschaubaren Vielzahl von »Geschichten«, von Bildern, Filmen und elektronischen Fiktionen aus allen nur denkbaren Erfahrungsbereichen überschüttet. Nüchtern werden wir uns eingestehen müssen: Wir haben keinen – oder nur einen sehr begrenzten – Einfluss darauf, mit welchen derartigen »Geschichten« sie konfrontiert werden. Sehr wohl können wir aber bestimmen, welche dabei *nicht fehlen dürfen*. Das wird eine zentrale *Doppelaufgabe* künftiger Lebens- und Lernbegleiter in Sachen Religion sein. Zum einen, die elementaren »Geschichten« herauszufiltern, deren Kernntnis bei Heranwachsenden heute nicht fehlen sollte. Zum anderen, ein Ausprobieren von elementaren Lehr- und Lernwegen, mit deren Hilfe diese Geschichten lebensbedeutsam werden können.

Christliche Existenz zeichnet sich mehr und mehr dadurch aus, einer *Erzählgemeinschaft* anzugehören. In eine solche Gemeinschaft wächst man hinein durch Hören und Lesen, durch Erzählen und Schreiben, durch ritualisierte, in Sprache und Handlung geformte Erinnerung.

Biblisches und kirchliches Wissen gehört freilich immer weniger zum Kanon des standardmäßig vermittelten Allgemeinwissens. Umso stärker wächst die Notwendigkeit der bewussten Identitätspflege durch Erzählung, Ritual und gemeinsames Handeln. In Familien, im schulischen Religionsunterricht, in Gemeinden geht es darum, die Ur-Erzählungen nicht nur weiterzugeben, sondern lebendig werden zu lassen.

Denn was für Geschichten sind allein in der Bibel aufbewahrt: Erzählungen um Liebe, Schuld und Scham (Adam und Eva), um Sehnsucht nach Anerkennung, Eifersucht und Brudermord (Kain und Abel), um Massensterben und Rettung (Noach), um Größenwahn und Sprachverwirrung (Turmbau zu Babel), um Aufbruch und Ankunft (Abraham), um Segen und Betrug (Isaak und Jakob), um Selbstaufopferung und Tyrannenmord (Ester und Judit), um Liebe, Klugheit und Aufnahme (Rut), um Menschwerdung und Rettungstod (Jesus), um Barmherzigkeit und Annahme (Samariter und Vater des verlorenen Sohnes), um Treue und Verrat (Petrus), um Berufung und Mission (Paulus) – und damit sind nur wenige Erzählhöhepunkte schlaglichtartig benannt. Sämtliche Grundkonstellationen menschlicher Beziehungen finden hier ihren Ausdruck.

All diese Erzählungen – ergänzbar um die aus dem weiten Feld der Kirchengeschichte – werden dabei entfaltet mit dem Anspruch, in den Geschichten der Beziehungen von Menschen untereinander *gleichzeitig* Geschichten der Beziehung von Mensch und Gott zu sein. Und ein Weiteres macht sie so reizvoll und notwendig: Die Bibel bietet das Grundgerüst dieser Erzählungen, schöpft sie aber nicht aus. Diese Geschichten sind voller Leerstellen und Fragezeichen. Ihnen fehlen – aus heutiger Sicht betrachtet – psychologische Feinzeichnung und dramaturgische Vollendung. Gerade in diesen Leerstellen ist Raum für die Hörenden oder Lesenden ...

Religion als Fremdsprache

Nein, es ist nicht immer leicht, solche Geschichten zu erzählen. Die Bedingungen für religiöses Lehren werden nicht einfacher. Die Welt der Religion, die Sprache der Religion ist vielen fremd. Fremdheit kann irritieren oder abstoßen. Fremdheit kann Gleichgültigkeit und Desinteresse auslösen. Aber Fremdheit kann auch reizvoll sein. Selten erlebt man im schulischen Kontext so viel Feuereifer, so viel Lernwilligkeit, so viel Neugier wie im Anfangsunterricht in einer Fremdsprache. Sicherlich, der Elan verblasst auch hier allzu schnell, wenn das Erlernen mühsam wird, wenn es gilt, Regeln, Strukturen und Vokabeln zu lernen. Je näher an der Lebenserfahrung solcher Fremdsprachenunterricht bleibt, umso höher sind die Chance bleibender Lernfreude. Diese führt bei manchen zu immerhin rudimentärer Fremdsprachbeherrschung, bei anderen bis nahe an die Zweisprachigkeit.

Analoges mag künftige christliche Lebenskunst auszeichnen: Ganz und gar den Alltag *in* unserer Gesellschaft zu beherrschen – und gleichzeitig *eine andere Sprache zu sprechen*, die Wirklichkeit anders sehen zu können. In dieser Welt zu Hause zu sein, und gleichzeitig »in dieser Welt nicht ganz zu Hause« (HEINRICH BÖLL). Pädagogisch gewendet: Neben der Ausbildung des »Wirklichkeitssinns« den »Möglichkeitssinn« zu fördern, also die Fähigkeit, »alles, was ebenso gut sein könnte« wie das Bestehende, »zu denken, und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist« (ROBERT MUSIL). Das zu lernen, das zu lehren ist und bleibt ungemein reizvoll.